

museum im lagerhaus.
stiftung für schweizerische **naive kunst**
und **art brut**.

Auf der Seeseite der Kunst **175 Jahre Psychiatrische Klinik Münsterlingen**

2.12.2014 – 8.3.2015, Vernissage: 1.12.2014, 18.30 Uhr

Presseunterlagen

- Presstext
- Sammlung Münsterlingen (Katrin Luchsinger)
- Künstlerbiografien (Jacqueline Fahrni, Katrin Luchsinger)
- Katalog zur Ausstellung
- Pressebilder

Kontakt:

Dr. Monika Jagfeld
Museumsleiterin

Museum im Lagerhaus
Davidstrasse 44 | CH-9000 St.Gallen
T 071 – 223 58 57
info@museumimlagerhaus.ch
www.museumimlagerhaus.ch
www.facebook.com/museumimlagerhaus
www.youtube.com/user/MuseumimLagerhaus

Öffnungszeiten
Di bis Fr 14–18 Uhr
Sa / So / Feiertage 12–17 Uhr
24., 25., 31.12.2014 und 1.1.2015 geschlossen

Auf der Seeseite der Kunst

175 Jahre Psychiatrische Klinik Münsterlingen

Presstext

In der Umgangssprache der Thurgauerinnen und Thurgauer war mit „Seeseite“ bis in die 1980er-Jahre hinein die unmittelbar am Bodenseeufer gelegene Irren- oder Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen gemeint, während man das landseitig gelegene Kantonsspital Münsterlingen mit seinem offiziellen Namen nannte. Erst als die Institution um 1980 in Psychiatrische Klinik umbenannt, baulich vollkommen erneuert und in vielerlei Hinsicht geöffnet wurde, verschwand der Euphemismus „Seeseite“ nach und nach.

2015 feiert die Klinik, die seit anderthalb Jahrzehnten zur Spital Thurgau AG gehört, ihr 175-Jahr-Jubiläum. Aus diesem Anlass veranstaltet sie zusammen mit dem Staatsarchiv des Kantons Thurgau in Frauenfeld und dem Museum im Lagerhaus in St. Gallen eine Ausstellung mit historischen Arbeiten von Patientinnen und Patienten aus Münsterlingen, begleitet von einem Katalog. Nicht soll, wie bei Jubiläumsaktivitäten sonst üblich, auf die Verwaltungsgeschichte das Augenmerk gelegt werden, sondern auf die Kunst der Münsterlinger Klinik.

Basis sind die Ergebnisse des SNF-Forschungsprojektes „Bewahren besonderer Kulturgüter“ zur Sammlung Münsterlingen, die im Staatsarchiv Thurgau aufbewahrt ist. In den Krankenakten von sechzehn PatientInnen fanden sich insgesamt 249 Zeichnungen, die zwischen 1894 und 1960 entstanden sind. 100 Exponate von elf KünstlerInnen werden nun zum ersten Mal ausgestellt. Vor allem die beiden Psychiater Hermann Rorschach, 1909-1913 als Assistenzarzt, und Roland Kuhn, 1939-1980 als Oberarzt und später Direktor in Münsterlingen tätig, legten Zeichnungen beiseite und ermutigten manche Patienten zu zeichnen. Ergänzt werden die Werke von 24 Patientenarbeiten aus dem Nachlass Hermann Rorschach, heute in Archiv und Sammlung Hermann Rorschach der Universitätsbibliothek Bern. Das Museum im Lagerhaus folgt damit zum dritten Mal dem Anliegen, „Verborgene Schätze aus Schweizer Psychiatrien“ öffentlich sichtbar zu machen und dem Publikum erstmalig vorzustellen.

Die Schwierigkeiten eines ebenso fachgerechten wie ethisch vertretbaren Umgangs mit historischer Patientenkunst beschreibt Staatsarchivar André Salathé in seinem Katalogabeitrag „Die Kunst der Archivare“. Überliefert sind uns die Werke als Bestandteil der Krankenakten. Seit ihrer Entstehung changieren sie je nach Zeit, Gesellschaftsnormen und persönlicher wie fachspezifischer Betrachtung in ihrer Bewertung zwischen „Aktenmaterial“ und „Kunst“. Und bis heute kontrovers ist die Frage, ob man die Anonymisierung zum Schutz beibehalten soll oder ob diese den Kunstschaffenden die Identität raubt. Welche Bedeutung hatte das Kunstschaffen in der Klinik für die Patientinnen und Patienten? In welcher Form haben sie sich künstlerisch geäussert? Und welche Bedeutung hatten die entstandenen Werke für die behandelnden Ärzte? Mit Hermann Rorschach ist ein künstlerisch-kreatives Interesse gegeben. Seit 1939 – dem Eintritt Roland Kuhns in die Klinik – wurde in Münsterlingen der berühmte Rorschach-Test mit allen klinischen und ambulanten Patientinnen und Patienten durchgeführt. Für die Patientinnen und Patienten scheint das Zeichnen geradezu eine Strategie des Überlebens gewesen zu sein, die ihnen die Möglichkeit bot, etwas „Brauchbares“ zu erschaffen, wie es der Künstler Franz Sch. ausdrückte, einen Raum der Selbstgestaltung zu behaupten, wie Meta Anderes, oder um einfach, wie Rose G.-T., etwas Abwechslung in ihrer Zelle zu haben.

Auf der Seeseite der Kunst – 175 Jahre Psychiatrische Klinik Münsterlingen

- Museum im Lagerhaus, Stiftung für schweizerische Naive Kunst und Art Brut, St. Gallen, 2. Dezember 2014 bis 8. März 2015, Vernissage: 1. Dezember, 18.30 Uhr.
- Staatsarchiv des Kantons Thurgau, Frauenfeld, 1. April bis 22. Mai 2015.

Mit freundlicher Unterstützung von

Thurgau Lotteriefonds – Kanton St. Gallen, Kulturförderung – Stadt St. Gallen – Kanton Appenzell Ausserrhoden – Spital und Psychiatrie Münsterlingen – Ulrico Hoepli-Stiftung – Dr. Heinrich Mezger-Stiftung – Jubiläumstiftung der Thurgauer Kantonalbank – St. Galler Tagblatt

Auf der Seeseite der Kunst

175 Jahre Psychiatrische Klinik Münsterlingen

Presstext Sammlung Münsterlingen

Ein Bestand als Zeitbild – Künstlerisches Schaffen in der Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen 1839-1960

In 16 von 30 000 Krankenakten ambulant und stationär behandelter Patienten und Patientinnen der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen aus dem Zeitraum 1839–1960 fanden sich Zeichnungen. Sie stammen von 3 Frauen und 12 Männern. Manche der Akten enthalten nur ein einziges Werk, andere bis zu 55, insgesamt sind es 249 Werke. Von allen kantonalen psychiatrischen Anstalten in der Schweiz, es sind deren 25, wurden in 18 Werke von Patientinnen und Patienten aufbewahrt.¹ Das sind in einem Fall nur ein Dutzend, in der Anstalt Königsfelden sind es über 2000 Werke. Aus jenen, die sich in den Münsterlinger Akten fanden, kann man schliessen, dass hier ein Interesse am künstlerischen Schaffen bestand und auch grössere Werkgruppen den Patientenakten beigelegt oder sonstwie aufbewahrt wurden. Aus dem Zeitraum 1840–1905 wurden in den Akten zwölf Werke aufbewahrt, von welchen das älteste von Jakob H. aus dem Jahr 1894 stammt; aus dem Zeitraum 1906–1929 sind es 73 Werke, und aus dem Zeitraum 1930–1959 sind es 164 Werke. Die drei Zeitabschnitte markieren drei Epochen der Konzeption psychiatrischer Behandlung. In der Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen wurden, so kann man folgern, vor allem im Jahrzehnt 1940–1950 Zeichnungen gesammelt. Dies ist, wie zu zeigen sein wird, dem Psychiater Roland Kuhn (1912–2005) zu verdanken, der hier 1939–1970 als Oberarzt tätig war und die Anstalt 1970–1980 leitete.

Die erste der drei erwähnten Epochen, die Zeit vor 1900, gehört der frühesten fundierten psychiatrischen Behandlungsform an, dem „Traitement moral“ (moralische Behandlung), einem auf der Revolution in Frankreich und der Aufklärung basierenden Konzept der „Erziehung zu Vernunft“.²

Nach 1900 (zweite Epoche) herrschte Unruhe in der Wissenschaft und in der Praxis der Anstaltspsychiatrie: Die Anstalten waren überfüllt und die Öffentlichkeit warf Psychiatern „therapeutischen Nihilismus“ vor. Eugen Bleuler, damals eben zum Direktor des Zürcher Burghölzli gewählt, entwickelte ein neues Behandlungskonzept, das die psychiatrische Institution mehr in die Gesellschaft einband: durch Bekämpfung des verbreiteten Alkoholismus, durch Anstösse zur Verbesserung der „Volksgesundheit“, auf der Grundlage eugenischer Konzepte und durch ein neues Verständnis psychischer Krankheiten, das diese nicht als unwiderruflich „degenerativ“ und „unheilbar“ verstand, sondern psychisch Kranke als „sozial heilbar“, das heisst als im Prinzip wieder in die Gesellschaft integrierbar definierte.³ Ausserdem interessierte sich Bleuler für die Psychoanalyse, wodurch das Interesse daran, die *Psyche* der Patienten verstehen und mit denselben sprechen zu können einen enormen Auftrieb erhielt. In dieser Epoche wurden Zeichnungen aus vielfältigen Interessen gesammelt: kunsttherapeutischen, (kunst-)psychologischen, ausdruckspsychologischen, psychoanalytischen, kulturhistorischen, völker- und volkskundlichen. Die „Zürcher Schule“ strahlte auch in den Kanton Thurgau aus. Ludwig Frank wurde, vom Burghölzli kommend, 1890–1905 Direktor der Irrenheilanstalt Münsterlingen, Hermann Rorschach verfasste dort 1912 seine Dissertation (bei Eugen Bleuler) und Ludwig Binswanger d. J., Direktor des Sanatoriums Bellevue in Kreuzlingen 1910–1956, verfasste 1907 seine Dissertation bei Carl Gustav Jung – um nur drei für den Kanton Thurgau wichtige Psychiater zu nennen.⁴

Die dritte Epoche umfasst die Psychiatrie um und nach 1940, im Krieg und in der Nachkriegszeit. Hier fand die Behandlung zwischen zwei scheinbar völlig gegensätzlichen Konzepten statt: dem

¹ www.kulturgueter.ch. Hier alle Sammlungen als pdf.

² Luchsinger, Katrin: Die Vergessenskurve. Werke von Patientinnen und Patienten in psychiatrischen Anstalten um 1900. Eine kulturgeschichtliche Untersuchung, erscheint Zürich 2015.

³ Bleuler, Eugen: Die allgemeine Behandlung der Geisteskranken (= Antrittsvorlesung an der Universität Zürich), Zürich 1898; Bernet, Brigitta: Schizophrenie. Entstehung und Entwicklung eines psychiatrischen Krankheitsbilds um 1900, Zürich 2013.

⁴ Kuhn, Roland: Geschichte und Entwicklung der Psychiatrischen Klinik, in: Amman, Jürg; Studer, Karl (Hg.): 150 Jahre Münsterlingen. Das Thurgauische Kantonsspital und die Psychiatrische Klinik 1840–1990, S. 99–131.

psychotherapeutisch-psychoanalytischen und dem biologischen, den medizinischen so genannten Kuren und Schocktherapien. Die Frage stellt sich: Wirkten sich zwei derart verschiedene Behandlungskonzepte auf das künstlerische Schaffen von Patienten und Patientinnen aus?

Die allermeisten Werke aus dem Bestand in der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen stammen aus der dritten Periode. Dieser wird hier deshalb besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Eine weitere Ausbeute aus der kleinen Statistik zu diesem Bestand ist die Feststellung, dass viel mehr Zeichnungen von Männern als von Frauen aufbewahrt wurden. Auch das verlangt nach einer Erklärung.

Die Begriffe „Werk“ und „Sammlung“

Die Psychiatrische Klinik Münsterlingen entschloss sich 2005, ausser dem Verwaltungsarchiv auch ihren Bestand an historischen Krankenakten (bis 1960) dem Staatsarchiv des Kantons zu übergeben. Staatsarchivar André Salathé hatte, wie er im Katalog beschreibt, seit den Achtzigerjahren eine gewisse Aufmerksamkeit für Werke von Patientinnen, Patienten entwickelt und liess deshalb die entsprechenden Akten markieren. Kurze Zeit später gelangte die Verfasserin an den Direktor der Psychiatrischen Klinik, Gerhard Dammann. Sie war zusammen mit einer Forscherinnengruppe daran, im Rahmen eines nationalen Forschungsprojekts eine Bestandesaufnahme aller noch vorhandenen Patientenwerke aus dem Zeitraum der Anstaltsgründung bis 1930 zu erstellen.⁵ Dammann unterstützte dieses Vorhaben. Als Sammler von „Outsider Art“ ist er bereit, Laienwerken, wie sie Zeichnungen von Patientinnen, Patienten meist darstellen, einen ästhetischen Wert zuzubilligen.⁶ Der Katalog wurde erstellt und ist Teil der „Bestandesaufnahme Schweiz“, die dem Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft übergeben wurde und dort öffentlich zugänglich ist.⁷ Auf dieser Grundlage können die Bestände der „Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen“ und aus dem Nachlass Hermann Rorschach (Archiv und Sammlung Hermann Rorschach der Universität Bern) erstmals gezeigt und in einem Katalog vorgestellt werden.⁸ Die Zahl der in der Bestandesaufnahme erfassten Werke (heute über 5500) ist jedoch nicht abschliessend: Oft konnte stichprobenartig nur jede fünfte Akte durchgesehen werden, weil die Bestände von mehreren zehntausend Akten den begrenzten Möglichkeiten der Forscherinnen keine andere Wahl liessen. Im Fall des Bestandes der Klinik Münsterlingen wurde zwar jede Zeichnung erfasst, die den Akten beilag, aber es tauchen in der Klinik und jetzt im Nachlass des Psychiaters Roland Kuhn, der sich seit 2013 im Staatsarchiv des Kantons Thurgau befindet, weitere Werke auf – abgesehen davon, dass es Dossiers mit Zeichnungen ausserhalb der Krankenakten gegeben haben muss. So wird beispielsweise am 8. November 1949 in der Krankenakte von Konrad B. notiert: „Die vielen Zeichnungen des Pat. befinden sich in einem besonderen Dossier im Archiv.“⁹ Dieses und vielleicht weitere solcher Dossiers müssen als verloren gelten. Falls es sie oder sogar ein „Archiv“ für Bilder der Patienten gegeben hat, könnte man von einer „Sammlung Kuhn“ sprechen. Dafür reichen die Belege aber doch nicht aus.¹⁰ Der erwähnte Prozess des nachträglichen Auffindens findet übrigens in jeder Klinik statt, die einmal anfängt, zu den Werken zu recherchieren.¹¹

Mit ihrer Arbeit entheben die drei Wissenschaftlerinnen die Werke – zwar nicht physisch, aber virtuell – ihres Kontextes in der Akte und stellen sie der Öffentlichkeit vor. Sie tun dies mit Bedacht und sind sich der Implikationen bewusst. Sie handeln so aufgrund der Entdeckung, dass sich fast alle der Autoren,

⁵ „Bewahren besonderer Kulturgüter I (Sammlungen Rheinau, Königsfelden, dreidim. Objekte der Sammlung Morgenthaler). Mitarbeiterinnen: Jacqueline Fahrni, Isabelle Dessort-Baur, Iris Blum lic. phil., Anita Rufer; Projekt II: Bestandesaufnahme Schweiz. Forschungsprojekt des Schweizerischen Nationalfonds/DoResearch an der Zürcher Hochschule der Künste, Institute for Art Education und Institute for Cultural Studies in the Arts, 2006–2008 und 2010–2014. Mitarbeiterinnen: Jacqueline Fahrni, Iris Blum, lic. phil., Dr. Florence Choquard. Sammlungen siehe Anm. 1.

⁶ Röske, Thomas; Brand-Claussen, Bettina; Dammann, Gerhard (Hg.): Wahnsinn sammeln. Outsider Art aus der Sammlung Dammann, Heidelberg 2006; Jagfeld, Monika; Dammann, Gerhard (Hg.): wahnsinn sammeln. Outsider Art aus der Sammlung Dammann, Bd. II, St. Gallen 2013.

⁷ Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft SIK/ISEA und Antenne romande, Lausanne, Zugriff in den jeweiligen Bibliotheken ab 2015.

⁸ Wie Anm. 5.

⁹ StATG 9'10, 5.4/1932, KG Konrad B.

¹⁰ Siehe dazu: StATG 9'40, 9.0: Kuhn, Roland: Vorlesung zur Frage der „pathologischen Kunst“ an der Universität Zürich im Wintersemester 1987–1988; ders.: Die herumirrende Frage nach der „pathologischen Kunst“. Grundsätzliche Erörterung der Frage, ob künstlerische Gestaltungen Geisteskranker im eigentlichen Sinn Kunst seien. H. Maldiney, übersetzt und erläutert von R. Kuhn, in: Fundamenta Psychiatrica 3 (1989), S. 87–97 (StATG 9'40, 8.0).

¹¹ In der Psychiatrischen Klinik Königsfelden: Ewald U. Locher bis 2005, seit 2008 Jacqueline Fahrni als Kuratorin der Sammlung, für die UPD Waldau: Heinz Feldmann, Rolf Röthlisberger, Andreas Altorfer.

Autorinnen mit ihrem Werk explizit an die Öffentlichkeit wandten oder wenden wollten, und in der Überzeugung, dass die Werke als ästhetische Leistungen einen Vorgang der Erkenntnisgewinnung darstellen: Es wird gedanklich (und in der Phantasie) ein Sachverhalt durchdrungen. Dieses Wissen befasst sich explizit oder implizit mit der äusserst schwierigen, komplexen gesellschaftlichen Situation des Einschliessens oder des Ausschlusses. Sie, die Forscherinnen, meinen, die Werke leisteten einen bemerkenswerten Beitrag zum Verständnis ihrer Zeit, der Psychatriegeschichte, der modernen Kunst, der gesellschaftlicher Dynamiken. In gewissem Sinn werden mit der Veröffentlichung in einer Datenbank aus Dokumenten Werke gemacht.

Der Bestand von Zeichnungen, die aufbewahrt wurden, durchlief einen eindrücklichen restriktiven Prozess der Auswahl und Vermittlung durch den jeweils zuständigen Psychiater: Es blieb kein Werk erhalten, welches nicht von ihm (hier ist kein weibliches Beispiel bekannt) dazu autorisiert worden war, aber auch keines, das nicht der Zensur durch die Klinik zum Opfer fiel; denn die Direktion entschied, welche Werke und Briefe die Anstalt verlassen durften; keine der Autorinnen, der Autoren konnte über die Distribution ihrer Werke entscheiden.

Das wirft die schwierige Frage auf, ob Personen, die interniert waren, noch heute und bis in alle Zukunft namenlos bleiben müssen, oder ob sie ein spätes Recht auf ihr geistiges Eigentum haben und als Autoren, Autorinnen, als die sie sich verstanden, an die Öffentlichkeit geführt werden dürfen. André Salathé beleuchtet diese schwierige Frage, die die Anonymisierung zum Schutz der Rechte des Patienten, der Patientin betrifft, aus der Sicht des Archivars. Aus kunsthistorischer Sicht ist es immer eine grosse Freude, wenn wieder ein voller Name genannt werden darf, wie das bei Adolf Wölfli, Jeanne Natalie Wintsch, Meta Anderes, Aloïse Corbaz und anderen bereits der Fall ist. Es bleibt jedoch ebenfalls die Sorge bestehen, dass nicht alle Interessierten sorgfältig und mit Respekt ein Werk würdigen, sondern manchmal auch das Gruseln vor unheimlichen Geschichten überhand nehmen könnte. Die Anonymisierung schützt die Autoren und Autorinnen, die auch Patienten waren, vor respektloser Blossstellung. Die Schweizer Gesetzgebung verlangt (mit einem gewissen Spielraum in der Handhabung) die Anonymisierung.

Ausstellungen und Kataloge wie der vorliegende thematisieren daher immer auch die Bedeutung der Vermittlung von Kunst, die diese in einen zu reflektierenden Kontext stellt. Es werden jene Werke gezeigt, die an eine Öffentlichkeit adressiert sind. Sie werden daraufhin untersucht, in welche Situation bzw. Behandlung eingebettet sie entstanden, in welche gesellschaftlichen und psychiatrischen Diskurse ihre Verfasser und Verfasserinnen, zum Beispiel durch die ihnen zugeschriebene Diagnose, eingeschrieben wurden und wie sie sich dazu äusserten; in welchen „Denkstil“ oder in welches „Denkkollektiv“ interessierte Psychiater das Werk in ihrer Interpretation einbetteten, welches in seiner Zeit verankerte gesellschaftliche Konstrukt von „Geisteskrankheit“ aus diesem psychiatrischen Wissen und Handeln resultierte; und vor allem interessiert die Stellungnahme der Betroffenen als Künstler, Künstlerin (nicht als Patienten) zu dieser äusserst komplexen Einbettung in mehrere Diskurse. Patientinnen, Patienten, die künstlerisch tätig wurden, rieben sich immer an diesen existentiellen Zuschreibungen und erarbeiteten sich im Werk eine Erkenntnis auf ästhetischem Gebiet. Grundlage der Recherche bildeten die Krankenakten der Zeichner und Zeichnerinnen, die sich im Staatsarchiv befinden. Dem Departement für Finanzen und Soziales des Kantons Thurgau sei für die Erlaubnis, die Akten einzusehen, gedankt. Das Staatsarchiv erlaubte es, die Werke zum Zweck der Ausstellung aus den Akten herauszunehmen und die Zeichnungen zu studieren, wofür hier ebenfalls gedankt sei. Gerhard Dammann stellte hilfsbereit den Kontakt zur ehemaligen Sekretärin von Roland Kuhn, Frau Liselotte Rutishauser her, welche auf zahlreiche Vorträge Kuhns hinwies und half, die Anonymisierungen, die Kuhn verwendete, zu entschlüsseln; die Recherchearbeit wurde dadurch erleichtert und bereichert. Ebenso hilfsbereit waren Rita Signer, Leiterin des Hermann-Rorschach-Archivs bis 2013, und Urs Germann, der aktuelle Verantwortliche des Archivs. Die Literatur zu Werken aus der „Sammlung Münsterlingen“ (angegeben jeweils am Schluss der Kurzbiografien) ist nicht sehr umfangreich, aber dennoch ist sie reicher als es andernorts meist der Fall ist. Auch daran zeigt sich, dass In Münsterlingen ein besonderes Interesse am künstlerischen Schaffen bestand.

Behandlungskonzepte

In der psychiatrischen Behandlung spielte das künstlerische Schaffen eine untergeordnete Rolle. Es wurde unter Begriffen wie „Beschäftigung“ oder „Liebhaberei“ subsumiert und mindestens geduldet, manchmal sogar gefördert. Psychoanalytiker wie Rorschach, Jung, Binswanger, Kuhn interpretierten es in ihrem jeweiligen Deutungsrahmen. Für die Patienten war das jedoch anders: Ihnen bedeutete es oft, wie Urs

Germann schreibt, ein „Unterleben“, eine Strategie, um mit ihrer Situation zurecht zu kommen.¹² Manche, wie Franz Sch., trugen immer ein Bündel ihres Werks bei sich,¹³ andere, wie Rose G.-T., „betteten“ ihre Puppen, Bastelarbeiten und Bilder hin, um in der Zelle Gesellschaft zu haben, wieder andere, wie Meta Anderes, schmückten sich mit ihren Werken.¹⁴ Auch das ärztliche Gespräch, so berichten die Krankenakten, schien sich meist fast nur um das Werk zu drehen: so beschreiben es Hermann Rorschach bei dem fast tauben und daher wortkargen Konrad B.,¹⁵ Roland Kuhn bei Franz Sch., und die wechselnden Psychiater bei Rose G.-T.¹⁶ Mit Karl H. oder Hans G. fand Kuhn, wie er sagt, am besten über die Zeichnungen Kontakt.¹⁷

Während des „Traitement moral“, also vor 1900, war das Zeichnen, verkürzt gesagt, ein Zeitvertreib oder ein sogar ein Stück Bildung; es bestand ein Interesse an den Werken, weil sie so aussergewöhnlich, so besonders waren, und gerade das schätzte man an ihnen.¹⁸ Aber sie wurden noch nicht interpretiert. Luise B.'s Scherenschnitte, Meta Anderes' verträumte Interventionen, Jakob H.'s flimmernde Blumen und unheimliche, planetenhaft schwebende, dunkle Gesichter haben etwas Selbstvergessenes.

Psychiater pflegten eine Kultur im Umgang mit Bildern im weitesten Sinn, und diese Kultur kursierte in den Anstalten: Ludwig Wille (Direktor in Münsterlingen 1864–1867) gründete nach seinem Direktorium die Pflegeanstalt Rheinau, die Irrenheilanstalt St. Urban und leitete schliesslich die Anstalt Friedmatt in Basel; der bereits erwähnte Ludwig Frank kam vom Burghölzli und führte in Münsterlingen das Interesse an Sigmund Freud ein;¹⁹ Ulrich Brauchli (Direktor 1905–1912) kam von der Pflegeanstalt Bellelay her und leitete nachher die Anstalt Münsingen; Hermann Rorschach war 1909–1913 Assistenzarzt in Münsterlingen und arbeitete danach in den Anstalten von Münsingen und Waldau, bevor er Oberarzt in der Heil- und Pflegeanstalt Krombach-Herisau wurde; und Roland Kuhn war in der Irrenheilanstalt Waldau Assistenzarzt gewesen, bevor er 1939 Oberarzt in der Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen wurde. Über die bis etwa 1920 kursierenden kunstpsychologischen und kunsttherapeutischen Konzepte in der Schweizer Psychiatrie berichtet in diesem Band Urs Germann. Schon früh brachten verschiedene Psychiater das künstlerische Schaffen Geisteskranker in den Jahren um den Ersten Weltkrieg auch mit der Kunst der Avantgarde in Verbindung – manchmal auch im Sinne einer Pathologisierung der modernen Künstler.²⁰ Rita Signer berichtet über die musischen Aufgaben Hermann Rorschachs in den Anstalten, wo er tätig war.²¹ In der Zeit „moderner“ Anstaltspsychiatrie nach 1900 und bis etwa 1920 war aber die tägliche Arbeit oder „Arbeitstherapie“, wie Eugen Bleuler sie verstand, das wichtigste Therapeutikum, das die Geisteskranken im Sinne eines therapeutischen Milieus lehren sollte, den Weg zur Anpassung an die Normalität wieder zu finden.²² Nach 1920 begannen invasive medikamentöse Behandlungen eine wichtige Rolle zu spielen, und zugleich verschärfte sich das Konzept der Arbeitstherapie zur „aktiveren Therapie“,

¹² Siehe den Aufsatz von in diesem Band und Goffman, Erving: *Asyle*, Frankfurt a. M. 1973, S. 169 ff.

¹³ Mail von Liselotte Rutishauser. (16.6.2010): „‘Franz Weber‘ ist der ‚Künstlername‘ des Patienten, nach Oberpfleger Wyrsh müsste er ‚Sch.‘ geheissen haben.“; Mail vom 15.6.2010: [...] : Der ehemalige Oberpfleger kann sich erinnern, dass ein Patient immer mit Prospekten unter dem Arm und Bleistift herumliief und solche Skizzen machte. Das ist wohl Franz Weber und habe Sch. geheissen.“

¹⁴ StATG 9'10, 5.4/8927 und StATG 9'10, 5.4/2417.

¹⁵ StATG 9'10, 5.4/1932.

¹⁶ StATG 9'10, 5.4/10116.1 und StATG 9'10, 5.4/8927.

¹⁷ StATG 9'40, 8.2: Künstlerisch gestaltende Tätigkeit in der psychiatrischen Therapie. Vortrag, gehalten am Symposium über Kunsttherapie bei seelisch kranken Kindern und Jugendlichen, in der Abteilung für Psychiatrie und Neurologie des Kindes- und Jugendalters im Humboldt-Krankenhaus, Klinik Wiesengrund, Berlin, am 16.09.1987. Zu Karl H.: Kuhn, Roland: Daseinsanalyse eines Falls von Schizophrenie, in: *Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie* 112 (1946), S. 233–257.

¹⁸ Réja, Marcel: *Die Kunst bei den Verrückten*, Wien/New York 1997; frz. Originalausgabe: *L'art chez les fous. Le dessin, la prose, la poésie*, Paris 1907.

¹⁹ Siehe Kuhn (wie Anm. 4), S. 100.

²⁰ Gockel, Bettina: *Die Pathologisierung des Künstlers. Künstlerlegenden der Moderne*, Berlin 2010; zu Ludwig Binswanger (und Ernst Ludwig Kirchner), S. 249–269.

²¹ Siehe den Beitrag von Rita Signer in diesem Band; Witschi, Peter: „Mit den Jahren doch etwas mühsam“. Anstaltstheater, in: Blum, Iris; Witschi, Peter (Hg.): *Olga und Hermann Rorschach. Ein ungewöhnliches Psychiater-Ehepaar*, Herisau 2008 (Das Land Appenzell; 37), S. 85–95.

²² Germann, Urs: Arbeit als Medizin. Die „aktivere Krankenbehandlung“ 1930–1960, in: Meier, Marietta u. a. (Hg.): *Zwang zur Ordnung. Psychiatrie im Kanton Zürich 1870–1970*, Zürich 2007, S. 195–233; ders.: Arbeit, Ruhe, Ordnung: Die Inszenierung der psychiatrischen Moderne. Bildmediale Legitimationsstrategien der Schweizerischen Anstaltspsychiatrie im Kontext der Arbeits- und Beschäftigungstherapie in der Zwischenkriegszeit, in: Fangerau, Heiner; Nolte, Karin (Hg.): „Moderne“ Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert. Legitimation und Kritik. S. 282–310.

die nur subsistenzdienliches Arbeiten gelten liess. Vor allem Pflegeanstalten setzten sich jedoch darüber hinweg und liessen auch blosser „Beschäftigungen“, das heisst auch künstlerisches Schaffen, zu. Das „Bilderschaffen“ in der Psychiatrie²³ um 1920 war ein Feld, in dem in aller Regel die Deutungsmacht beim Psychiater lag: Dieser *benutzte* das Bild, um eine Diagnose, eine Denkfigur anschaulich zu machen. Das zeigen eindrücklich auch die Patientenfotos von Hermann Rorschach. Nur selten wurde der Kommentar der Künstlerin, des Künstlers zu ihrem Werk mit veröffentlicht.²⁴

Notlage im Krieg

Münsterlingen liegt direkt am Bodensee und war im Zweiten Weltkrieg exponiert und direkter bedroht als andere Anstalten. Bis zu 170 Fliegeralarme pro Jahr liessen Patienten und Personal jeweils in die Keller flüchten.²⁵ Fast alle psychiatrischen Anstalten führten Landwirtschaftsbetriebe und waren zum grossen Teil Selbstversorger, so auch Münsterlingen. Die Bewirtschaftung erfolgte durch angestellte Fach- und Hilfskräfte sowie durch Patienten und Patientinnen, angeleitet und überwacht von Pflegepersonal.²⁶ Im Krieg fielen gelernte Kräfte oft aus, weil sie Aktivdienst zu leisten hatten. In den Anstalten – Münsterlingen z. B. hatte etwa 700 Patienten zu versorgen – wurde die Versorgung nicht nur einseitig, sondern knapp. Rose G.-T. bittet ihre Kinder zwar nur um ein Päckchen Zucker für ihren Kaffee, aber es gab, wegen Hungers, auch Todesfälle.²⁷

Merkwürdigerweise finden sich in den Krankenakten fast keine Hinweise auf diese Belastungen durch die politische Situation. Oberarzt Roland Kuhn stellt sie im Rückblick 1990 eigenartig harmlos dar.²⁸

Psychiatrie um 1940

Kuhn kam als Assistenzarzt von der kantonal-bernischen Irrenheilanstalt Waldau nach Münsterlingen. Dort war Adolf Wölfli, der berühmteste Künstler aus einer psychiatrischen Anstalt, bildnerisch und dichterisch tätig gewesen. Jedoch war das Interesse, das Wölfli Psychiater Walter Morgenthaler für derartiges Schaffen geweckt hatte, nun ganz in den Hintergrund getreten. Die psychiatrische Behandlung hatte sich in dem Sinn verändert, als neben der Arbeitstherapie medikamentöse „Kuren“ zur Anwendung kamen: Dauernarkosen oder – um 1930 – Insulinkuren, die die Patienten in einen komatösen Zustand versetzten; Cardiazolschockkuren, nach 1940 auch Elektroschockbehandlungen lösten beide epileptische Anfälle aus. Die biologisch ausgerichtete Psychiatrie setzte sich neben der Arbeitstherapie und neben Psychotherapien verschiedener Ausrichtung durch; die sehr verschiedenen, ja unvereinbar erscheinenden Ansätze wurden parallel geführt. Die Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen setzte unter Direktor Adolf Zolliker (1904–1974, Direktor 1939–1970) und Oberarzt Roland Kuhn die neuen Behandlungsformen früh und intensiv ein. Nach 1953 wurden sie von den ersten Neuroleptika abgelöst, und 1956 entdeckte Kuhn das Medikament Imipramin, das als das erste Antidepressivum unter dem Namen Tofranil eingeführt wurde. Die Psychopharmaka verdrängten die „Kuren“ und Schockbehandlungen weitgehend, so, wie diese seinerzeit die mechanischen „Zwangsmittel“ ersetzt hatten. Da Münsterlingen nur für Frauen eine kleine Privatabteilung führte, kam hier in der stationären Behandlung die biologische Psychiatrie viel öfter zum Einsatz als Gesprächstherapien. Solche bot allerdings der ambulante Dienst ab ca. 1940 an. Es ist für Aussenstehende schwer nachzuvollziehen, dass Roland Kuhn, der Daseinsanalytiker war und sich 1951 in einem Vortrag über das Werk des Patienten Franz Sch. kritisch gegenüber der biologischen Psychiatrie äusserte, zugleich Schocktherapien in hoher Frequenz verschrieb und dabei auszuschliessen schien, dass diese invasiven Zugriffe auf das Gehirn der Patienten Schaden anrichteten.²⁹ Diesem scheinbaren Widerspruch soll im folgenden Abschnitt anhand der Werke nachgegangen werden.

²³ Ich entleihe die Wendung dem Beitrag von Urs Germann in diesem Band.

²⁴ Ausnahmen sind: Morgenthaler, Walter: Ein Geisteskranker als Künstler. Adolf Wölfli (1921), hg. von Elka Spoerri, Bern/Leipzig 1985; Tramer, Moritz: Technisches Schaffen Geisteskranker, München 1926; Bertschinger, Hans: Illustrierte Halluzinationen, in: Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen 3 (1911), S. 69–100.

²⁵ Kuhn (wie Anm. 4), S. 102.

²⁶ Blum, Iris: „Im täglichen Gang der Anstalt“. Das Praxisfeld Arbeit in der Pflegeanstalt Rheinau in den Jahren 1870–1930, in: Luchsinger, Katrin u. a. (Hg.): Rosenstrumpf und dornenacknie. Werke aus der Psychiatrischen Pflegeanstalt Rheinau 1867–1930, Zürich 2010, S. 23–31.

²⁷ StATG 9'10, 5.4/8927. Kuhn (wie Anm. 4), S. 102.

²⁸ „Das Essen wurde aber einseitiger [...] und mehrere Schwachsinnige sind dann doch ohne Zeichen eigentlichen Hungers gestorben.“ (Kuhn, wie Anm. 4, S. 102).

²⁹ Kuhn schreibt: „Vor allem J[akob] Wyrsch [= Psychiater an der Berner Anstalt Waldau 1934–1952], der unbeirrt durch die in den letzten Jahrzehnten üblich gewordene, biologisch orientierte Forschungsrichtung daran festhält,

Daseinsanalyse

Die Daseinsanalyse sah den Psychiater als Gesprächspartner des Patienten auf dessen Weg, seine „Lebenswelt“ zu erkunden, sie zu symbolisieren, auszudrücken und sich dadurch wenn möglich selbst der Gesundung zuzuführen.³⁰ Patient und Analytiker waren Partner in dieser geistigen Arbeit, die in symbolischer Form stattfand.³¹ Kuhns Zugang zum künstlerischen Ausdruck stützte sich auf die Existentialphilosophie Martin Heideggers, die Phänomenologie Edmund Husserls und die Ausformulierung der „anthropologischen Phänomenologie“ oder „Daseinsanalyse“ als Behandlungsmethode durch Ludwig Binswanger.

Nach deren Auffassung legten der Patient, die Patientin ihre „Lebenswelt“ in Träumen, Zeichnungen, im Gespräch und in ihren Entscheidungen offen. Wie bei Freud war das Gespräch das Vehikel, das die „Kur“ in Gang hielt. Kuhn stellte fest, dass bei einigen seiner Patienten, etwa bei Hans G. oder bei Karl H., beides junge Männer von unter 20 Jahren, das Gespräch nur mühsam in Gang kam, und dass es besser ging, wenn sie Zeichnungen mitbrachten. Der kreative Akt galt der Daseinsanalyse als Selbstheilungsversuch, der fruchtbar verlaufen oder aber missglücken konnte – ein Verlauf, auf den die Behandlung nur einen begrenzten Einfluss hatte. Nahm die Krankheit einen ungünstigen „Verlauf“, so „erfüllte“ sich das Dasein möglicherweise im Scheitern, im Suicid oder im Verstummen – in der „Verblödung“, wie man den schizophrenen „Endzustand“ nannte. Kuhn spricht auch von „misslingendem Dasein“.

Die Haltung gegenüber dem Scheitern entnahm die Daseinsanalyse ihrem existentialphilosophischen Hintergrund, der in der Psychose eine existentielle Erfahrung sah, welche dem Psychotiker, der nicht, wie gesunde Menschen, geschützt war durch Beruf und Beziehungsgeflecht, das existentielle „Nichts“ stets vor Augen führte, vor dem er sich mit einem Wahnsystem oder symbolisch zu schützen versuchte. Zu dieser Erklärung fand Kuhn im Fall des künstlerischen Werks von Franz Sch.³²

Die Daseinsanalyse ist in dem Sinn eine Psychoanalyse der 1940er-Jahre, als sie ihre Fragen und ihre Lösungen in der Ferne und in der Abstraktion sucht und nicht in der Aktualität des Zeitgeschehens (das damals ausserordentlich bedrohlich war). Sie enthält sich eines Handlungsansatzes, was sie aus heutiger Sicht bisweilen als begrenzt empathisch erscheinen lässt. In der Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen erhielt die aktualitätsferne wissenschaftliche Auffassung Kuhns Unterstützung durch diejenige Direktor Zollikers, der sich bei der Diagnostik auf (schon damals obsolete) Stammbäume stützte, die die Krankheitsursache jeweils tendenziell ins Unabänderliche, da erblich Vorgegebene trieben.³³ Die wissenschaftliche Haltung, die die Schrecken der nationalsozialistischen Politik verdrängte, soll hier nicht aus sicherem historischem Abstand verurteilt werden, vielmehr geht es darum zu untersuchen, wie Patientinnen, Patienten, die künstlerisch tätig wurden, diese für sie äusserst bedrohliche Argumentation verhandelten, so lange sie konnten.³⁴

sich mit den pathologischen Problemen der Schizophrenie zu befassen [...] hat von der Klinik her Zugänge zu den besonderen Daseinsformen der Schizophrenen gezeigt.“ (Kuhn, Roland: Daseinsanalytische Studie über die Bedeutung von Grenzen im Wahn, in: Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie 124 (1952), S. 334–383). Kuhn nimmt Bezug auf: Wyrsh, Jakob: Die Person des Schizophrenen, Bern 1949.

³⁰ Siehe hierzu den Beitrag von Gerhard Dammann in diesem Band: ebenso: ders.: Phänomenologie und psychotherapeutische Psychiatrie, Stuttgart 2013.

³¹ Binswanger, Ludwig: Über Phänomenologie. Vortrag, gehalten an der 63. Jahresversammlung des Schweiz. Vereins für Psychiatrie in Zürich, 25.11.1922, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 82 (1923), S. 10–45; ders.: Traum und Existenz (1930), Bern 1954/1992; ders.: Grundformen und Erkenntnis menschlichen Daseins, Zürich 1942. Siehe auch Gockel (wie Anm. 20).

³² Kuhn (wie Anm. 29).

³³ Auf dem Umschlag jeder Münsterlinger Krankenakte bis 1960 findet sich eine Stammbaumnummer.

³⁴ Zur Umwandlung der Krankheitsursache von einer aktuellen Belastungssituation zu einer angeblich hereditären Schizophrenie siehe das tragische Schicksal des jüdischen Flüchtlingskindes Rolf Merzbacher, das der Historiker Gregor Spuhler kürzlich differenziert aufgearbeitet hat: Spuhler, Gregor: Gerettet – zerbrochen. Das Leben des jüdischen Flüchtlings Rolf Merzbacher zwischen Verfolgung, Psychiatrie und Wiedergutmachung, Zürich 2011 (Veröffentlichungen des Archivs für Zeitgeschichte der ETH Zürich; 7).

Die Wahl der Behandlung

Der Daseinsanalytiker liess sich unter den Bedingungen der Analyse weit, sogar sehr weit auf seinen Analysanden ein. Roland Kuhns „Fall Georg“, der Zeichner und Schneiderlehrling Hans G., erlernte nur mit Mühe seinen Beruf. Zum Verhältnis „Georgs“ zur Arbeit schreibt Roland Kuhn in seinem Vortrag, gehalten 1945:

„Zwischen Hand und Sache besteht für Georg eine Feindschaft; die Hand steht in keiner rechten Beziehung zum übrigen Körper, sie hängt diesem wie hölzern oder tot an, da Georg im Arm kein Gefühl und vor allem kein Kraftgefühl empfindet. Diese hölzerne Hand greift zerstörend in die Welt der Sachen ein, weil sie selbtherrlich wurde und nicht dem Geist untersteht. So zieht sie etwa aus dem locker geknüpften Berberteppich im Sprechzimmer des Arztes fortwährend Fäden heraus um den Teppich, dessen komplizierte Ornamente stören, „auf seinen Ursprung (den einfachen Stramin) zurückzuführen“. Überall will die Hand einfache Formen herstellen, die „nur hingelegeten“ Kissen auf den Stühlen wegräumen, die „bloss angehängten“ Bilder von der Wand nehmen. [...] Wie die Hand so wird auch das Werkzeug selbtherrlich. Nadel und Schere im Beruf gehen ihre eigenen Wege; immer wieder muss er messen, und doch schneidet die Schere immer zuviel ab so dass ein Mantel, den er mir ausbessern sollte, viel zu eng wurde!“³⁵

Hans G. wurde als stationärer Patient von Roland Kuhn psychotherapeutisch behandelt, wobei zahlreiche Kohlezeichnungen entstanden, die in der Therapie besprochen wurden. Er war als Achtzehnjähriger 1941 eingetreten und schloss von der Anstalt aus seine Lehre ab. Die Zeichnungen G.'s und Kuhns literarisch anspruchsvoller Text harmonieren in einem erstaunlichen Ausmass. Beide zusammen scheinen die luftige Welt – „Ich bin irgendwie aus der Luft gegriffen!“ – des Hans G. in Wort und Bild, manchmal versetzt mit handfesten düsteren Symbolen, zu erschaffen.³⁶ Witzig ist es zu lesen, wie sich Kuhn seinen Berberteppich und Wintermantel vom Patienten verderben lässt, nur um der Schönheit des Bildes von der unfolgsamen Hand willen. Während Kuhn seinen Patienten im Vortrag als durch die Analyse geheilt beschreibt, ergab ein späteres Treffen – er traf Hans G. zufällig in der Bahn – dass dieser sich immerhin halbwegs selbständig durchbringen konnte und eine ihm entsprechende Tätigkeit gefunden hatte. Karl H. kam nach relativ kurzem Klinikaufenthalt 1942–1945 zur ambulanten Psychotherapie zu Roland Kuhn. Diese fand in unregelmässigen Abständen statt: Manchmal trafen sie sich am Bodensee, Karl auf dem Motorrad von St. Gallen her kommend, Kuhn als Spaziergänger, und vereinbarten spontan eine Therapiesitzung; manchmal schrieb Karl H. eine Neujahrskarte. Kuhn scheute sich keineswegs, dem Patienten Bücher auszuleihen oder auch einmal handfeste erzieherische Ermahnungen vorzubringen. Und er reiste mit Karl H. ins Kunstmuseum Basel: eine Art Nacherziehung des vaterlosen jungen Mannes. Die Therapie versickerte schliesslich. 1987, im Hinblick auf seinen Vortrag beim Kunsttherapie-Symposium forschte Roland Kuhn nach seinem früheren Patienten und brachte in Erfahrung, dass er 47-jährig bei einem Haushaltunfall ausgerechnet durch einen Stromschlag ums Leben gekommen sei.³⁷ Bei diesen beiden jungen, intelligenten und bildungshungrigen Männern schien sich eine Psychotherapie unter Zuhilfenahme von Zeichnungen zu bewähren.

Franz Sch., stationärer Patient, 1943 eingetreten, erregte erst 1951 das Interesse Kuhns, der daraufhin dessen Schriften, zurückbehaltenen Briefe und Bilder studierte und mit dem Autor darüber mit Erfolg ins Gespräch kam. Jedenfalls freute sich Sch. über das Interesse. Dabei interessierte Kuhn vor allem die Stadtgrenze auf Sch.'s Plänen als Schutz vor dem „Nichts“. 1959, Sch. zeichnete immer noch an seinem Projekt, erbeutete Kuhn bei einer neuerlichen Vorführung des Patienten vor dem Kollektiv der Ärzte den Satz von Franz Sch., er schlafe in einem „Konturbett“: „Das hat etwas zu bedeuten, was, können wir allerdings nicht mehr erfahren.“ Am 8. April 1969 schreibt Kuhn schliesslich: „Im Gespräch ist er nun ganz zerfahren, spricht in einzelnen Worten und man kann gar nichts Zusammenhängendes oder Interessantes oder Neuartiges erfahren.“³⁸ Von Franz Sch., der sein Leben lang zeichnete, sind nur bis etwa 1959 Zeichnungen aufbewahrt worden.

Konrad B. lernte Kuhn erst kennen, als dieser schon 75 Jahre alt war. Da er ein grosser Bewunderer von Hermann Rorschachs psychodiagnostischem Test war, den er selber sehr oft einsetzte, waren es vielleicht die frühen Einträge Rorschachs über Konrad B.'s Zeichnungen, die ihn für diesen zu interessieren vermochten. Am 15. September 1948 fragte ausserdem ein „Nervenarzt“ namens Hahn aus Frankfurt

³⁵ Kuhn (wie Anm. 17), S. 244.

³⁶ Kuhn (wie Anm. 17), S. 241.

³⁷ Kuhn (wie Anm. 17).

³⁸ StATG 9'10, 5.4/10116/1–2.

a. M. nach den Zeichnungen von Konrad B. Hahn war 1905–1906 in der Irrenheilanstalt Münsterlingen tätig gewesen. Er bat um eine Abschrift der Krankengeschichte des Patienten. Er habe

„an dem Patienten Konrad B. besonderes Interesse gewonnen, weil er recht hübsch ornamentale Zeichnungen verfertigt. Ich habe noch einige in Besitz und möchte sie gern in einer Arbeit verwenden, zu der ich jetzt die nötige Musse habe [...] und wäre Ihnen besonders verbunden, wenn Sie spätere Zeichnungen oder Bilder des B. aufreiben und mir zur Ansicht oder Reproduktion für kürzere Zeit überlassen könnten.“³⁹

Aus Kuhns Antwort erfahren wir, der Patient lebe noch, zeichne und male aber nicht mehr.

„Leider war es nicht möglich, mit ihm darüber ein richtiges Gespräch zu führen (d. h. über seine künstlerische Tätigkeit), wahrscheinlich handelt es sich bei seinen Zeichnungen um Motive aus der Volkskunst. Wir konnten aber bisher auch in dieser Beziehung keine sicheren Quellen ausfindig machen. [...] wir haben einige Proben seiner Zeichnungen für Sie ausgesucht.“⁴⁰

Eine Kopie des Artikels von Hahn liegt der Krankenakte nicht bei, und es war auch keiner ausfindig zu machen.

Rose G.-T. schliesslich erhielt nie Psychotherapie, und Kuhn scheint sich nicht besonders mit ihr oder ihren Zeichnungen beschäftigt zu haben. Sie erhielt 1939–1941 monatlich mindestens eine Cardiazolschockbehandlung, insgesamt deren 41, im Jahr 1942 21 Elektroschockbehandlungen, darauf Morphium und ab 1950 wieder Cardiazol. Nach 1960, so wird vermerkt, habe sie kaum mehr epileptische Anfälle gehabt. Die Einträge in der Krankenakte sind selten, alle drei Jahre ein Eintrag. Rose G.-T. gehörte wohl nicht zu jenen, die als „interessante“ Patientinnen galten. Sie musste meist in ihrer Zelle leben, war aber gern gesellig, und immer arbeitete sie fleissig und genau: Haushaltarbeiten, Socken flicken, Stanniol verlesen: „ganze Berge“. Ihre Zeichnungen fand niemand schön, im Gegenteil: von „furchtbaren Porträt[s] und Stoffpuppen“ ist die Rede; jedoch spielte sie mit ihnen, wie ein Kind mit seinen Puppen. Bemängelt wurde, dass sie abzeichne, grelle Farben verwende und dass die Zeichnungen „starr“ seien. Das sind einige von ihnen tatsächlich in erschreckendem Mass, was daran gelegen haben mag, dass Rose G.-T. durch die extensiven Behandlungen, die vermutlich ihr Gehirn geschädigt hatten, schwer beeinträchtigt war. Einige Auszüge aus den Einträgen in die Krankenakte, die von Rose G.-T.'s Zeichnungen handeln, seien zur Illustration hier wiedergegeben:

8.7.40: *„In ihrer freien Zeit zeichnet sie immer noch gerne Köpfe und dergl. flicht Körbchen und Figuren aus Staniol und hat an ihren Schöpfungen kindliche Freude.“*

27.10.43: *„[...] und in ihrer Freizeit macht sie die bekannten furchtbaren Porträte und Stoffpuppen. Sie stellt ihre Werke dann aus und bettet ihre Puppenkinder auf das sorgfältigste.“*

22.1.53: *„Was vor drei Jahren geschrieben wurde, stimmt auch heute noch. Sie zeichnet mit Vorliebe auf dem Karton und mit grellen Farben. Bilder von Tieren, Blumen und Menschen, welche unmöglich aussehen. Sie ist aber stolz auf ihre Leistungen.“*

16.6.53: *„So ganz schlimm sehen die Bilder auch wieder nicht aus, letzthin hat sie einen recht schönen Bauernhof mit einem saubern Riegelhaus gezeichnet. [...]“*

8.8.55: *„Krankhaft muten auch die Zeichnungen an, die die Pat. macht. Abgesehen davon, dass sie formal, vor allem perspektivisch nie richtig sind, sind sie starr, ohne jede Bewegung, ohne Leben, ohne Spannung.“*

Rose G.-T. kann hier nur als ein Beispiel stehen, nicht als Vertreterin ihres Geschlechts. Dennoch trifft auf sie zu, was für viele Frauen galt: Sie erhielt eine äusserst massive Behandlung, keine Psychotherapie, selten Gespräche und ebenso selten Einträge in die Krankengeschichte.⁴¹ Ihre Zeichnungen versuchte sie vergeblich dazu einzusetzen, um den Kontakt zu ihren Kindern (über farbige Grusskarten) aufrecht zu erhalten oder den Kontakt zum Arzt, zur Ärztin (im Gespräch über die Zeichnung) herzustellen. Im letzten

³⁹ StATG 9'10, 5.4/1932.

⁴⁰ StATG 9'10, 5.4/1932.

⁴¹ Meier, Marietta; Bernet, Brigitta: Grenzen der Selbstgestaltung. Zur „Produktion“ der Kategorie Geschlecht in der psychiatrischen Klinik, in: Brand-Claussen, Bettina u. a. (Hg.): irre ist weiblich. Künstlerische Interventionen von Frauen in der Psychiatrie um 1900, Heidelberg 2004, S. 37–43. Siehe auch Huonker, Thomas: Diagnose „moralisch defekt“. Kastration, Sterilisation und Rassenhygiene im Dienst der Schweizer Sozialpolitik und Psychiatrie, Zürich 2003.

Eintrag wird ihr, mit Hinweis auf ihre „krankhaften Zeichnungen“, der Wunsch nach einem Besuch bei ihrer Familie abgeschlagen. Dadurch werden ihre Bilder zu simplen „Merkmalen“ im Sinn positivistischer Psychiatrie reduziert, ein Umgang, der dem von Kuhn intendierten, wie Gerhard Dammann in seinem Beitrag darlegt, genau entgegenstand.

Das künstlerische Schaffen in der Psychiatrie der 1940er-Jahre und später war eingespannt in Behandlungskonzepte, die massiv waren, mit welchen man noch wenig Erfahrungen hatte und die in manchen Fällen Schaden anrichteten. In den Fokus psychoanalytischen Interesses gelangten nur wenige Patientinnen und Patienten, und jenes Gedankengebäude war in merkwürdiger Weise vom Geschehen um und in der Anstalt sowie vom politischen Geschehen abgekoppelt, als ob es davon nichts habe wissen wollen. Auf diese Psychiatrie folgte Ende der 1960er-Jahre, eine Parallele zur Psychiatriekritik um 1900, eine heftige Antipsychiatriebewegung. Die psychiatrische Klinik zeigt sich in diesen Prozessen als regelrecht eingebettet in gesellschaftliche Dynamiken von Ordnung und Macht.⁴² Der Blick auf die Bestände, Sammlungen und Zeichnungen macht nun deutlich, dass die Zeichnenden nicht nur eine „patients view“ einzubringen haben, sondern sich mit ihrem Werk in Prozesse der Erkenntnisgewinnung einschreiben.

Katrin Luchsinger
in: *Katalog zur Ausstellung*

⁴² Vgl. dazu Tanner, Jakob: Ordnungsstörungen, Konjunkturen und Zäsuren in der Geschichte der Psychiatrie, in: Meier, Marietta u. a.: Zwang zur Ordnung. Psychiatrie im Kanton Zürich, 1870–1970, S. 271–306, v. a. S. 276.

Auf der Seeseite der Kunst

175 Jahre Psychiatrische Klinik Münsterlingen

Künstlerbiografien chronologisch

Luise B. (1842–1920), in der Klinik Münsterlingen 1887–1888 und 1889–1918

Von Luise B. liegen der Krankengeschichte zwei Scherenschnitte und fünf Zeichnungen bei. Einträge, die sich auf ihr künstlerisches Schaffen beziehen, stammen von 1910 und 1914; vielleicht sind auch ihre Werke um diese Zeit entstanden. Luise B., die am 10. März 1842 zur Welt kam, war mit Johannes N. verheiratet, wurde 1875 geschieden, war von Beruf Hausfrau und „Häfterin“. Sie wurde 1918 in das Greisenasyl St. Katharinental verlegt, wo sie am 2. Januar 1920 verstarb. 1910 wird vermerkt, sie sei „noch mit Ausschneiden von Figuren aus farbigem Papier [beschäftigt], das sie [...] nicht ohne Sinn für Farbe u. Combination von Form und Farbe zustande bringt. Sehr erfreut, wenn man sich mit ihr beschäftigt. Tut, seit sie [sich] noch mit solcher Arbeit beschäftigt, auch etwas weniger von ihren Ordenseistern reden.“ Hermann Rorschach erwähnt Luise B. in seiner Dissertation über „Reflexhalluzinationen“ (1912). Dabei geht es um synästhetische Wahrnehmungen oder sog. „somatisches Entgegenkommen“: Luise B. „ergänzte“ einer von ihr gezeichneten Figur die Arme, indem sie die ihren erhob; sie „sah“ sich drehende Zahnräder, als sie Herzklopfen hatte. Der Hinweis auf Rorschach ist Roland Kuhn zu verdanken, der sich intensiv mit dem „Rorschach-Test“ befasste.
Quelle: StATG 9'10, 5.4/1045.

Literatur: Rorschach, Hermann: Ueber Reflexhalluzinationen und verwandte Erscheinungen, Diss. med. Zürich, in: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 13 (1912), S. 357–400 (Obs. 10, 15); auch in: Bash, K. W. (Hg.): Hermann Rorschach, Gesammelte Aufsätze, Bern/Stuttgart 1965, S. 95–152.

KL

Jakob H. (1852–1896 oder 1897), in der Klinik Münsterlingen von 1873–1886

Kontrastreich sind die zwei Blätter, die von Jakob H. erhalten geblieben sind. Datiert 1896, sind sie die ältesten erhaltenen Werke in den Münsterlinger Akten. Die ausgefranzten Längsseiten des Papiers verweisen darauf, dass er Doppelseiten trennte. Er zeichnete mit schwarzer und grüner Tinte in vorgezeichnete Kreise Gesichter. Die Münder sind geöffnet, jedoch stumm, die Köpfe gefüllt mit Häusern, ja ganzen Städten. Jakob H. irrte bereits als Jugendlicher durch die Welt. Den Grund dafür sah er später in den Schlägen und Demütigungen, die er von seiner Stiefmutter habe einstecken müssen; oft musste er auch hungrig ins Bett. Eine Zeitlang sicherte ihm eine Anstellung als Bäcker das tägliche Brot. Im Alter von 21 bis 27 Jahren verbrachte er vier kurze Aufenthalte in Münsterlingen, später blieb ihm auch eine jahrelange Internierung nicht erspart, denn er war aggressiv, was, kaum geriet er an Mitpatienten, in Händel ausartete und es auch dem Personal schwer machte, ihn zu versorgen. Deswegen war der behandelnde Arzt erstaunt über seine poetischen Niederschriften. H. berichtet in seiner Lebensbeschreibung über seine traurige Kindheit, aber stolz von seinen Reisen nach Colmar und in unzählige Städte in der Deutschschweiz.

Quelle: StATG 9'10, 5.4./283.

JF

Fritz M. (1871–1939), in der Klinik Münsterlingen 1899–1900, 1912 und 1939

Der Landwirt Fritz M. hielt sich nur kurz in der Irrenheilanstalt Münsterlingen auf: das erste Mal für fünf Monate, das zweite Mal für drei Monate, und 1939 verstarb er am Tag nach seiner Aufnahme. Es liegen deshalb fast keine Auskünfte über ihn vor. Jedoch zeichnete er fein und aufwendig mit Grafitstift auf sorgsam gerahmte Blätter: geheimnisvolle Wälder, Tiere und ein Mädchen, das an Maria Magdalena erinnert, wobei er möglicherweise eine Vorlage benutzte. Wiederum war es Hermann Rorschach, der bemerkte, dass Fritz M. in dieser Betätigung Ausdauer bewies, indem er am 5. Februar 1912 notierte: „[...] zeichnet etwas, v[erso] der beigelegten Muster. Zeigt dabei viel Geduld.“ Und schon zehn Tage später: „arbeitet etwas, zeichnet etwas“. Die Einträge verhelfen dazu, die Zeichnungen auf den zweiten Aufenthalt im Jahr 1912 zu datieren.

Quelle: StATG 9'10, 5.4/9397

KL

Konrad B. (1873–1949), in der Klinik Münsterlingen 1898–1949

Der von Geburt an schwerhörige Konrad B. verbrachte sein Leben in der Anstalt. Er konnte kaum rechnen und nur wenig lesen; etwa 1906 begann er aus eigenem Antrieb zu zeichnen. 1910 weckte er das Interesse des Assistenzarztes Hermann Rorschach, der 1909–1913 in Münsterlingen arbeitete. Dieser notierte, B. zeichne „Inseratenbilder ziemlich genau ab“ oder kopiere sie; Vorlagen sind aber nicht bekannt. Auch B. konnte, wie die andern Patienten, nur in seiner „Freizeit“ zeichnen, tagsüber war er mit Haus- und Landwirtschaftsarbeiten beschäftigt. In der Anstalt war er, so wird berichtet, meist unglücklich. 1906 erhielt er „farbige Zeichenstifte“ und zeichnete fortan bis an sein Lebensende. Manche der Psychiater waren von seinen Blättern beeindruckt, die sie „ornamental“ oder „recht hübsch“ fanden, wie „Vorlagen für Stickereien“, oder die sie an Volkskunst erinnerten; und es wurde eine Sammlung davon angelegt, die aber leider verloren gegangen ist. Konrad B. gelingt es, mit geringsten Mitteln eine symmetrische, prächtige, festliche Welt zu eröffnen. 55 seiner Blätter sind erhalten geblieben.

Quelle: StATG 9'10, 5.4/1932

Literatur: Luchsinger, Katrin: Sieben Farben. Konrad B., in diesem Band.

KL

Barbara Meta Anderes (1874–1927), in der Klinik Münsterlingen 1900–1927

Mit weiss bestrumpften Beinen sass sie stets in derselben Ecke des Gartens auf einer Bank. Meta Anderes nähte aus abgetrennten Stoffstücken Schleifen und Blusen, bestickte sie mit Blumen und häkelte Bänder, einzig mit einer abgebrochenen Haarnadel als Werkzeug. Mit Halsketten und Fäden geschmückt beeindruckte sie durch ihre Eleganz: „Eine auffallend eigenartige Erscheinung. [...] Hält sich sehr gerade, schreitet langsam, nicht ohne Grazie“ wurde 1915 vermerkt. Aus Zeitungsinseraten machte sie „Banknoten“, mit welchen sie die ärztlichen Konsultationen bezahlte. Als Zweijährige war sie zu fremden Leuten gegeben worden, wieder zuhause stritt sie sich mit ihrer Mutter, die sie als streng und lieblos empfand. Sie zog fort und arbeitete als Seidenknüpferin, Dienstmädchen, Kellnerin und Posamentiererin (Bändermacherin), wobei sie ihre Fingerfertigkeit beim Verzwirnen von Garnen und Metallfäden erwarb. In der Sammlung Prinzhorn befinden sich fünf verträumte Farb- oder Grafitstiftzeichnungen (auf vier Blättern) von ihr; der Krankenakte beigelegt ist ein blaues, schön beschriebenes Schulheft: Soldaten in kaiserlichen Uniformen treten hier auf – und Hofdamen in Goldstiefeln, Diamanten und Perlen. Für „Kaiserin Meta Eugenia“ entwarf sie eine Münze. Neu konnte eine Landschaftszeichnung aus dem Nachlass Hermann Rorschach in Archiv und Sammlung Hermann Rorschach, Bern, Meta Anderes zugeordnet werden.

Quelle: StATG 9'10, 5.4/2417.

Literatur: Prinzhorn, Hans: Bildnerei der Geisteskranken, Berlin 1922, S. 93 ff., Abb. 46: „Frau mit Perücke“. Der Titel stammt von Prinzhorn. Ausserdem befinden sich zwei Portraits, eine Vogeldarstellung und eine Landschaft von Meta Anderes in der Sammlung Prinzhorn. Noell-Rumpeltes, Doris: Frauen ohne Spiegel, in: Brand-Claussen, Bettina; Micheli, Viola (Hg.): Irre ist weiblich. Künstlerische Interventionen von Frauen in der Psychiatrie um 1900, 2004, S. 172–173; Jagfeld, Monika: „Auf einen tieferen Sinn ihrer Produktionen lässt sich nichts schliessen“. Meta Anderes im Spiegel Hans Prinzhorns, in diesem Band.

JF

Eduard F. (1875–1948), in der Klinik Münsterlingen 1911–1912 und 1916–1917

Schon früh fand Eduard F.'s grossformatiges Ölgemälde des Abendmahls Beachtung. Er hatte sich einen kleinen Holzschnitt aus einer biblischen Geschichte als Vorlage gewählt und war davon nur in wenigen Punkten abgewichen. Hermann Rorschach, der sich 1913 psychoanalytisch mit dem Gemälde auseinandersetzte, beschrieb die Differenzen: den Heiligenschein Christi, die langen „Mädchenhaare“ der Jünger, den an Christus geschmiegenen Lieblingsjünger Johannes und die Ausschmückung der Kleider. Die Heiligenscheine, erklärte Eduard F., stünden für Sonne, Wärme und Liebe, die von Christus verkörpert würden. Dieser sei eigentlich ein Mädchen, deshalb die langen „Mädchenhaare“. Auf einer in der Anstalt aufgenommenen Fotografie zeigt sich Eduard F., von Beruf Flachmaler, als Mann mit gezwirbeltem Schnauz, gepunkteter Halsschleife und erwartungsvollem Blick. In der Anstalt half er, die Jalousien zu streichen. Nach zwei kurzen Aufenthalten konnte er 1917 gebessert nach Hause entlassen werden. Das „Abendmahl“ wird nun nach sorgfältiger Restaurierung erstmals ausgestellt.

Quelle: StATG 9'10, 5.4/4929.1-2

Literatur: Rorschach, Hermann: Analytische Bemerkungen über das Gemälde eines Schizophrenen, in: Zentralblatt für Psychoanalyse und Psychotherapie 3 (1913), S. 270–272, erneut in: Bash, K. W. (Hg.): Hermann Rorschach, Gesammelte Aufsätze, Bern/Stuttgart 1965, S. 178–183. Linder, Kathrin: Das habe ich gemacht oder Ein Abendmahl für Münsterlingen, in diesem Band.

JF

Rose G.-T. (1895–1960), in der Klinik Münsterlingen 1933–1934 und 1936–1960

Rose G.-T. war Mutter von acht Kindern, von denen zwei früh starben. Sie hatte epileptische Anfälle. 1936 kam sie zum zweiten Mal in die Anstalt und blieb dort bis zu ihrem Tod 1960. Sie musste, da sie als „reizbar“ galt, immer in ihrer Zelle bleiben und durfte höchstens allein im Gang oder Hof spazieren. In der Zelle war sie mit „staniolen“ beschäftigt, oder dann stopfte sie die Strümpfe der Abteilung. Sie war, so wird notiert, „fleissig, tüchtig und genau“. Nach den langen Arbeitstagen verfertigte sie in ihrer „Freizeit“ Körbchen aus Stanniol, bastelte Puppen und zeichnete viel. Diese Objekte stellte sie auf oder spielte damit in ihrer Zelle. Rose G.-T. erhielt zahlreiche Cardiazol- und Elektroschocktherapien. Vor den Behandlungen fürchtete sie sich sehr. Ausser durch ihre Krankheit, so muss vermutet werden, war sie auch durch die invasive Behandlung schwer verändert und beeinträchtigt. Von ihr wurden 25 Blätter und Kärtchen der Krankenakte beigelegt, meist Neujahrs- oder Glückwunschkärtchen an ihre Kinder, auf kleine Kartons, Rückseiten von Verpackungen etc. mit Kreiden und Grafitstift gezeichnet. Grössere Blätter zeichnete sie nach Fotos. Die Zeichnungen sind äusserst beunruhigend, trotz ihrer harmlosen Motive. Das bemerkten auch die Psychiater: Sie male „mit grellen Farben“, „ganz schlimm“, „grässlich und schwülstig“, steht in der Akte. Rose G.-T. freute sich jedoch an ihren Bildern, sie „blüht[e] auf“, wenn sie darüber redete, und sie umgab sich mit ihren Objekten (Tafeln 19–22).

Quelle: StATG, 9'10, 5.4/8927

Literatur: Luchsinger, Katrin: Ein Bestand als Zeitbild, in diesem Band.

KL

Franz Sch. (1898–1977), in der Klinik Münsterlingen 1929, 1932 und 1942–1977

Der Maschinenzeichner Franz Sch. kam 1898 im Badischen zur Welt. Später zogen die Eltern mit den beiden Söhnen in den Thurgau. Die Brüder galten als Musterschüler, Franz absolvierte mit Erfolg eine Lehre als Maschinenzeichner bei der Firma Sulzer in Winterthur, die ihn daraufhin anstellte. 1926, mit 29 Jahren, bekam er Schwierigkeiten bei der Arbeit, weil er oft in Gedanken war oder sogar fehlte. Sein Vorgesetzter riet ihm zu einem Urlaub, aber Franz Sch. kündete 1927. Er wohnte bei der Mutter. Die Firma Sulzer gab ihm Kopieraufträge in Heimarbeit, daneben entwarf er Architekturpläne. 1935 schaffte Sulzer jedoch eine „Pausmaschine“ an, und die Kopierheimarbeit wurde überflüssig. 1942 brachte die Mutter ihren Sohn in die Anstalt Münsterlingen, weil er Stimmen zu hören schien und es „mit ihm nicht mehr gehe“. Hier musste er bis zu seinem Tod bleiben. Er entwickelte eine Utopie in Form einer Stadt, in der Bildung, Kultur, Handel, Wissenschaft und Praxis sich harmonisch zusammenfügen und den Bewohnern ein langes Leben garantieren. Sein „Utopia“ legte er in über 200 Plänen und Schriften von hoher Abstraktion dar. 1951 befasste sich der Münsterlinger Oberarzt und Daseinsanalytiker Roland Kuhn mit Franz Sch.'s Plänen und veröffentlichte einen Vortrag dazu.

Quelle: StATG 9'10, 5,4/10116/1–2.

Literatur: Kuhn, Roland: Daseinsanalytische Studie über die Bedeutung von Grenzen im Wahn, in: Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie 124 (1952), S. 334–383, Luchsinger, Katrin: Franz Sch., Utopia, in diesem Band.

KL

Emil K. (1906 oder 1908–?), in der Klinik Münsterlingen von 1943–1944

Als man Emil K. bei der Aufnahme einen Kaffee anbot und ihn darüber informierte, dass es um 17 Uhr Nachtessen gebe, war er hochofrenet. Er nahm das Angebot, hier „Quartier zu nehmen“, gerne an. Da er ständig herumvagabundierte – Emil K. war Wanderarbeiter –, war regelmässiges Essen für ihn eine Seltenheit. Er hatte sich als Tagelöhner durchgeschlagen und auf Bauernhöfen als Knecht ausgeholfen. In der Klinik galt er als „verschmitzter freundlicher Geselle, mit dem ab und zu ein Spass getrieben“ werden konnte. Er arbeitete nicht viel und zeigte in der Freizeit, so wird in der Krankengeschichte vermerkt, „eigentümliches Interesse“ fürs Zeichnen. Auf sieben Blättern hinterliess er elf Werke mit Bleistift und leuchtenden Farben. Die geraden Linien zog er dabei mit einem Lineal. Seine Schlösser und Kirchen sind naive Darstellungen in Auf- und perspektivischer Ansicht; Türme scheinen leicht davon zu schweben, nur von einer Verbindungsstrasse festgehalten. Das Gemäuer ist fein gestrichelt und gemustert und die Kirchtürme sind mit dornenartigen Spitzen verziert, was von einem Arzt als „krause Konturen“ bezeichnet wird. Emil K. wurde zu einem Landwirt als Hilfskraft entlassen.

Quelle: StATG 9'10, 5.4/10408.

Literatur: Linder, Kathrin: Freiheit will ich! – Die Zeichnungen des Wanderarbeiters Emil K., in diesem Band.

JF

Hans G. (1923–1979), in der Klinik Münsterlingen 1941, 1943, 1946–1948

Mit Farben zeichne er nicht mehr, sie lägen ihm nicht, sagte Hans G. im Gespräch über seine Zeichnungen dem Arzt. Lieber griff er zu Grafitstift oder Zeichenkohle. Achtzehn von ihm erhaltene Werke sind Traumbilder, die er aus der Erinnerung zeichnete, oder Profilporträts: Mit gesenkten Blicken sassden die Porträtierten, vielleicht Mitpatienten, ruhig Modell. „Jean“ war als Kind, so wird berichtet, von zarter Konstitution. Im Kinderheim, wo er aufwuchs, wurde ihm das Bett mit der Bettflasche vorgewärmt. Später kam er zu einer Pflegefamilie und wurde „Hans“ genannt. Als junger Mann besuchte er das Kunstmuseum in St. Gallen, las Goethes „Iphigenie“, bewunderte Dürers Kupferstich „Ritter Tod und Teufel“ und verrichtete gern Handarbeiten, weshalb ihn seine Pflegemutter zu einer Schneiderlehre drängte. Hans G. wurde aber rastlos, entwendete Geld und unternahm lange Nachspaziergänge und Bergwanderungen. 1941 wurde er eingewiesen und besuchte eine intensive Gesprächstherapie bei Roland Kuhn, über die der Psychiater 1945 einen beachteten Vortrag hielt. Von der Anstalt aus gelang es G., die Lehre abzuschliessen.

Quelle: StATG 9'10, 5.4/9896.

Literatur: Kuhn, Roland: Daseinsanalyse eines Falls von Schizophrenie, in: Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie 112 (1946), S. 233–257. Dammann, Gerhard: Arbeiten zu Ästhetik und künstlerischem Schaffen des phänomenologischen Psychiaters Roland Kuhn, in diesem Band.

JF

Karl H. (1924–1971), in der Klinik Münsterlingen 1941

Die Krankenakte von Karl H., einem jungen Mann, der 17-jährig für kurze Zeit in die Psychiatrische Klinik aufgenommen wurde, handelt vor allem von seiner ambulanten Therapie beim Psychiater Roland Kuhn, in welcher Literatur und Kunst eine massgebliche Rolle spielten. Karl H. zeichnete gern und gut. Kuhn liess ihm Gotthelfs „Schwarze Spinne“, Eichendorffs „Schloss Dürande“ und Edgar Allan Poes „The raven“ aus. Er traf damit den Geschmack oder die Stimmungslage seines Klienten. Karl zeichnete zu diesen Novellen; aber auch Karikaturen, die sich über die Angst vor Restriktionen der Kriegszeit lustig machten. Kuhn kaufte ihm einige Zeichnungen für jenen Betrag ab, der es Karl H. ermöglichte, einen Zeichenkurs an der Gewerbeschule zu besuchen. Sie reisten zusammen nach Basel, wo der junge Mann Holbeins „Leichnam Christi im Grab“ von 1521 bewunderte. Karl H. hatte als Sechzehnjähriger selbst herausfinden müssen, dass er ein uneheliches Kind war. In dem beengenden kleinbürgerlichen Milieu, in dem er mit seiner Mutter lebte, beschämte ihn dies zutiefst. Er stellte die Mutter zur Rede; sie speiste ihn aber mit Ausflüchten ab; der Zorn des jungen Mannes war grenzenlos. Begabter Schüler, der er war, brandmarkte er sich ein Kreuz mit zwei grossen Flügeln, eine Narbentätowierung, auf die Brust. Bis 1945 traf er Roland Kuhn in unregelmässigen Abständen zur Psychotherapie, dann verlor dieser ihn aus den Augen. Kuhn bewahrte 49 Zeichnungen (auf 41 Blättern) auf. 1987 behandelte er die Therapie mit Karl H. in einen Vortrag, gehalten am „Symposium über Kunsttherapie“ in Berlin.

Quellen: StATG 9'10, 5.4/9926.1 und StATG 9'10, 5.4/1343 (ambulante Therapie).

Literatur: Henri Maldiney, Art et existence, Paris 1985. StATG 9'40, 8.2: Kuhn, Roland: Künstlerisch gestaltende Tätigkeit in der psychiatrischen Therapie, nicht veröffentlichter Vortrag, Symposium über Kunsttherapie, Humboldt-Krankenhaus, Berlin 16.–17. Sept. 1987. StATG 9'40, 8.2: Kuhn, Roland: Über Rorschach's Psychologie und die psychologischen Grundlagen des Formdeutversuches; gehalten am 17. International Congress of Rorschach and Projective Methods in Rom, am 10.09.2002. Jagfeld, Monika: Künstlerisch gestaltende Tätigkeit in der Psychiatrischen Therapie bei Karl H., in diesem Band.

KL

Jacqueline Fahrni (JF), Katrin Luchsinger (KL)
in: Katalog zur Ausstellung

Auf der Seeseite der Kunst

175 Jahre Psychiatrische Klinik Münsterlingen

Katalog zur Ausstellung

**Katrin Luchsinger, André Salathé, Gerhard Dammann, Monika Jagfeld (Hg.):
Auf der Seeseite der Kunst. Werke von Patientinnen und Patienten der Psychiatrischen Klinik
Münsterlingen 1840–1940, Zürich, Chronos, 2014.**

Begleitpublikation zur Ausstellung „Auf der Seeseite der Kunst – 175 Jahre Psychiatrische Klinik Münsterlingen“ im Museum im Lagerhaus, Stiftung für schweizerische Naive Kunst und Art Brut, St. Gallen (2. Dezember 2014 bis 8. März 2015) und im Staatsarchiv des Kantons Thurgau (1. April bis 22. Mai 2015)

Inhalt

- „Auf der Seeseite der Kunst“
- Die Kunst der Archivare (André Salathé)
- Bildermachen in der Anstalt. Überlegungen zur Produktion des Visuellen in der Psychiatrie um 1900 (Urs Germann)
- „In der Verrücktheit das allgemein Menschliche, im Unsinn den Sinn suchen“.
- Welche Bedeutung hatten Werke von Patientinnen und Patienten für Hermann Rorschach? (Rita Signer)
- Arbeiten zu Ästhetik und künstlerischem Schaffen des phänomenologischen Psychiaters Roland Kuhn (Gerhard Dammann)
- Ein Bestand als Zeitbild (Katrin Luchsinger)
- Kurzbiografien (Jacqueline Fahrni, Katrin Luchsinger)
- Das habe ich gemacht oder Ein Abendmahl für Münsterlingen (Kathrin Linder)
- „Auf einen tieferen Sinn ihrer Produktionen lässt sich nichts schliessen“. Meta Anderes im Spiegel Hans Prinzhorns (Monika Jagfeld)
- Sieben Farben: Konrad B. (Katrin Luchsinger)
- Franz Sch., Utopia (Katrin Luchsinger)
- Freiheit will ich! – Die Zeichnungen des Wanderarbeiters Emil K. (Kathrin Linder)
- Künstlerisch gestaltende Tätigkeit in der Psychiatrischen Therapie bei Karl H. (Monika Jagfeld)
- Abbildungs-, Tafeln- und Tabellenverzeichnis
- Abkürzungsverzeichnis
- Autorinnen und Autoren




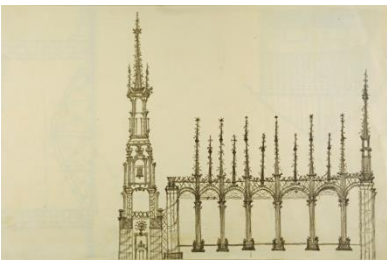
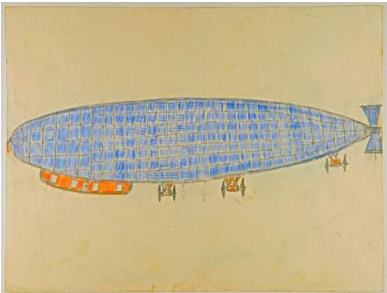
Auf der Seeseite der Kunst

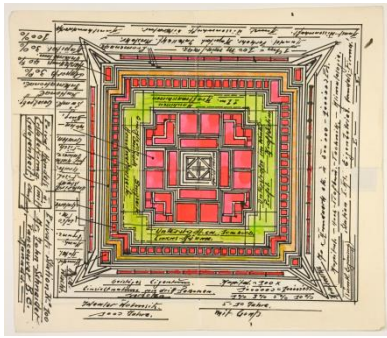
175 Jahre Psychiatrische Klinik Münsterlingen

Pressebilder

Hochauflösende Dateien der unten aufgeführten Bilder können im Pressebereich auf unserer Webseite heruntergeladen werden. Bitte beachten Sie bei der Verwendung der Bilder unsere Nutzungsbedingungen.

Download: www.museumimlagerhaus.ch/service/presse/pressebilder-seeseite-innenansichten/
Passwort: muensterlingen

	<p>Anonym</p> <p>Ohne Titel (Figur), undatiert Holz, 33.5 x 4.7 x 3.8 cm Archiv und Sammlung Hermann Rorschach, Universitätsbibliothek Bern, Rorsch HR 4 : 3, Inv. Nr. 63</p>
	<p>Emil K. (1906-?)</p> <p>Ohne Titel (Kirche?), undatiert (1943/1944) Grafitstift auf Papier, 22.4 x 36.1 cm Staatsarchiv Thurgau, 9'10, 5.4/10408, Inv. Nr. 95</p>
	<p>Emil K. (1906-?)</p> <p>Ohne Titel (Zeppelin), undatiert (1943/1944) Grafitstift, Farbstift auf Papier, 22.5 x 29.7 cm Staatsarchiv Thurgau, 9'10, 5.4/10408, Inv. Nr. 91</p>



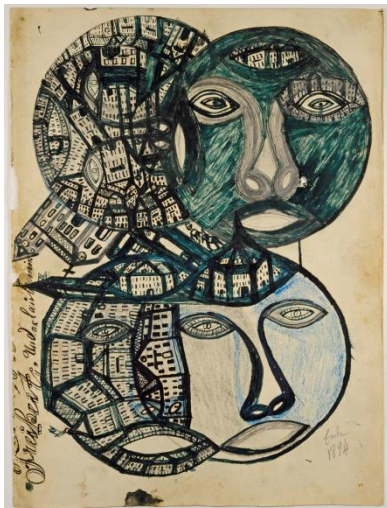
Franz Sch. (1889-1977)

Ohne Titel (Plan), undatiert
Grafitstift, Tusche, Aquarell auf Papier
(Mischtechnik), 19.4 x 22.3 cm
Staatsarchiv Thurgau, 9'10, 5.4/10116, Inv. Nr. 149



Hans G. (1923-1979)

Ohne Titel (Porträt eines Mannes), undatiert (1941-1947)
Grafitstift auf Papier, 42.0 x 29.7 cm
Staatsarchiv Thurgau, 9'10, 5.4/9898, Inv. Nr. 236



Jakob H. (1852-1896/97)

«Freiheit. Und erlaube mir», 1894
Grafitstift, Farbstift, Tinte auf Papier (Mischtechnik), 34.3 x
25.6 cm
Staatsarchiv Thurgau, 9'10, 5.4/283, Inv. Nr. 54r



Karl H. (1924-1971)

«Der Grüne» (zur Novelle von Jeremias Gotthelf, «Die schwarze Spinne»), 25. März 1943

Grafitstift auf Papier auf Karton, 40.3 x 32.0 cm
Staatsarchiv Thurgau, 9'10, 5.4/9926, Inv. Nr. 102



Konrad B. (1873-1949)

Ohne Titel, undatiert

Grafitstift, Farbstift auf Papier, 18.8 x 14.5 cm
Staatsarchiv Thurgau, 9'10, 5.4/1932, Inv. Nr. 49



Luise B. (*1983)

Ohne Titel (Scherenschnitt), undatiert (evtl. um 1910)

Papier, 23.4 x 8.6 cm
Staatsarchiv Thurgau, 9'10, 5.4/1045, Inv. Nr. 106



Meta Anderes (1874-1927)

Ohne Titel (Landschaft mit Monden), undatiert
Grafitstift auf Papier, 17.5 x 21.4 cm
Archiv und Sammlung Hermann Rorschach,
Universitätsbibliothek Bern, Rorsch HR 4 : 3, Inv. Nr. 92



Irrenheilanstalt Münsterlingen, Ansichtskarte, 1898-1939

Staatsarchiv Thurgau, Slg. 2.8.167



Anstalt Münsterlingen, Männerabteilungen U und K, Fotografie, undatiert

Staatsarchiv Thurgau, 9'10, 1.7.0.1-1